Der Tanz als Heilmittel.

Studie von **F. A. Horst.**

Hin und wieder hört man, daß der Arzt einer an Nervenverstimmung leidenden oder hysterischen Dame geraten habe, recht fleißig zu tanzen, und daß dieses eigenartige Heilmittel prompt geholfen habe. Laut Ben Akibas Ausspruch: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" ist auch die ärztliche Anwendung des Tanzes uralt. Uralt sind aber auch die Nervenleiden beim Menschengeschlechte. So sehr man auch unser Zeitalter anklagt, daß es mit seinem Hasten und Jagen die Nervenschwäche fördert, so muß man doch bei objektiver geschichtlicher Prüfung zugeben, daß es weit schlimmere Vorläufer gehabt hat. Es gab ja im Mittelalter Epochen, in denen Nervenleiden geradezu epidemisch auftraten. Damals waren es Hungers- und Kriegsnöte sowie Pestepidemien, die die Massen des Volkes schwächten und durch ihre Schrecken die Nerven zerrütteten. Die Ermittelungen der Forschungsreisenden haben aber auch gezeigt, daß Nervenleiden nicht selten selbst bei den auf der einfachsten Kulturstufe stehenden Naturvölkern, sowohl am kalten Nordpol wie unter dem heißen Aequator, vorkommen.

Nun wissen wir, daß Beschwerden dieser Art vielfach durch Suggestion gemildert oder gar geheilt werden können. Aber auch dieses Heilverfahren ist uralt, bewußt oder unbewußt haben es seit jeher die Priesterärzte und die Medizinmänner der Wilden ausgeübt. Und auch das war ihnen bekannt, daß die Menschen im Zustand der Hypnose für die Suggestion empfänglicher sind. Unter den Mitteln aber, die sie benutzten, um Kranke zu hypnotisieren, nahmen Musik und Tanz die wichtigste Stellung ein.

Zunächst wollen wir die paradiesische Insel Ceylon aufsuchen, um den Tanz als Heilmittel kennen zu lernen. Die Singhalesen, die dort hausen, sind ein sympathisches und betriebsames Völkchen, aber sie stecken noch tief im Aberglauben. Sie sind fest überzeugt, daß alle Krankheiten durch Dämonen, böse Geister, verursacht werden. Ihre „Medizinen" waren auf diesem Gebiete ungemein sleißig, und ihre Forschung erwies sich als sehr fruchtbar. Wie wir Bazillen als Typhus-, Cholera- oder Schwindsuchterreger kennen, so reden sie von Dämonen dieser Krankheiten, ja, sie gehen noch weiter, sie haben die Teufel der Blindheit, der Taubheit, der Krämpfe, der Lähmung, des Zitterns, der Fieberhitze und der Fieberphantasien ermittelt; auch von einem Teufel des Rheumatismus und der Wurmkrankheit wissen sie zu berichten, und was das Schönste ist, sie haben auch genau erforscht, wie diese Teufel aussehen. Diese Krankheitserreger werden auch bildlich dargestellt, und zwar durch Holzmasken, die abscheulich verzerrte und grell bemalte Menschenfratzen darstellen. Ein tüchtiger Medizinmann hat eine ganze Kollektion dieser Masken in seinem Hause, und diese bildet sozusagen eine schauerliche Apotheke. Bei Verwendung dieser Dämonen zu Heilzwecken führt der Medizinmann bestimmte Tänze auf. Ist nun ein Singhalese erkrankt, so läßt er den „Teufelstänzer" rufen. Der Mann bringt seine Dämonen zu dem Kranken, errichtet für sie ein schmales Hüttchen oder einen Altar; der Kranke wird vor denselben niedergelegt, und zunächst opfert der Medizinmann dem Dämon, den er als Verursacher der Krankheit erkannt hat. Darauf nimmt er die Maske dieses Teufels vor das Gesicht und tanzt so lange um den Patienten, bis er bewußtlos zu Boden fällt. Alsdann ist der Dämon beschwichtigt und der Kranke muß genesen. Wenn wir bedenken, wie oft Krankheiten von selbst heilen, so werden wir begreifen, daß die Teufelstänzer sich in der Tat vieler gelungener Kuren rühmen dürfen.

Aehnlichen Vorstellungen begegnet man auch bei den Indianern Nordamerikas. Bei dem Stamme der Onondaga herrscht der Glaube, daß böse Geister, „Hondoi" genannt, den Menschen Krankheiten bringen; auch hier sucht man sie durch Opfer von Speise und Trank sowie durch Tänze zu besänftigen. Diese Tänze der Rothäute gestalten sich jedoch viel geräuschvoller. Theatralisch ist schon die Amtstracht der Medizinmänner. Außerdem führen sie noch allerlei Musik- oder richtiger gesagt Lärminstrumente mit. Obenan steht die Trommel; sie hat die Gestalt eines Tamburins und ereicht mitunter die Größe eines Wagenrades. Ihr Fell ist meistens mit allerlei Zauberzeichen bemalt, wodurch die Wirkung ihres Schalles auf die Geister noch verstärkt wird. Das zweite Lärminstrument ist die Rassel, die am häufigsten aus einem ausgehöhlten, mit Steinen gefüllten Kürbis besteht. Ferner werden noch Pfeifen, die schrille Töne geben, und Metallbecken mitgeführt. Mit diesen Instrumenten sind die Heilgehilfen des Medizinmannes ausgerüstet. Die indianischen Aerzte kennen viele Heilmethoden. Sie sprechen einfache Beschwörungsformeln, saugen die Krankheit aus dem Körper des Patienten aus, lassen ihn unter allerlei Zeremonien tüchtig schwitzen und desgleichen mehr. Aber die große Operation bildet der Tanz, der um den am Boden liegenden Kranken ausgeführt wird. Wenn der Kranke nächtlicherweile im Scheine des Lagerfeuers von den phantastisch ausstaffierten Gestalten umkreist und umsprungen wird, wenn die Kapelle ihre Instrumente aus Leibeskräften anstimmt und dazu ein wildes Geheul erhebt, wenn schließlich die Rassel und die Pauke über dem Kopfe des Leidenden geschwungen werden, so vergehen ihm Sehen und Hören, er verfällt wohl in Betäubung, eine Art Hypnose, und suggeriert sich wohl, daß so etwas den bösen Geist bannen und ihm helfen muß. Und in der Tat wird er fast immer geheilt; sind doch die Medizinmänner in der Wahl ihrer Patienten trotz des guten Honorars, das sie erhalten, recht vorsichtig.

Eine andere Form der Heiltänze besteht nun darin, daß der Patient selbst tanzt. Freilich kann das nur ein solcher tun, der noch die nötigen Kräfte dazu hat. Diese Tänze müssen häufig bis zur vollen Erschöpfung getrieben werden, bis der Kranke, in Schweiß gebadet, ohnmächtig zusammenbricht. Diese Art Heiltanz hat sich bei den Kulturvölkern am längsten erhalten. Die Tarantella bildet hierfür das charakteristische Beispiel.

In Süditalien entstand im Laufe des Mittelalters die Ansicht, daß die dort heimische Tarantelspinne durch ihren Biß Menschen auf das schwerste zu schädigen vermöge. Es sollten sich danach bei dem Gebissenen Angst, Zittern, Schwäche der Glieder, Zuckungen, Krämpfe und dergleichen einstellen; ein Zustand, der dem Kranken jede Lebensfreude benahm und ihn zur Arbeit untauglich machte. Nur ein Mittel sollte dagegen helfen, Tanz, ein wilder Tanz bis zur Erschöpfung. Wann und wo diese Ansicht zuerst entstand, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls fiel sie aber auf einen fruchtbaren Boden. Wie heute die Nervenschwäche, breitete sich damals die Hysterie aus und ergriff nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Sie nahm eine besondere Form an, äußerte sich in dem Glauben, man sei von einer Tarantel gebissen worden, und nun stellten sich alle die geschilderten Symptome ein. Der Tarantismus trat epidemisch auf. Namentlich um die Sonnenwende sollte der Biß der Tarantel heftig wirken. Darum zogen um jene Zeit Spielleute von Dorf zu Dorf; sie rührten die Trommel und bliesen auf der Flöte die Melodie der Tarantella. Da stürzte jung und alt herbei, Männer und Frauen, wirbelten im Tanz, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Im 17. Jahrhundert erreichte diese Seuche ihren Höhepunkt, und ganz Unteritalien ertönte um die Zeit der Sonnenwende von Musik und Lärm der tanzenden Massen. Heilt man die vom Tarantismus Ergriffenen vom Tanze zurück, so waren schwere nervöse Erkrankungen die sichere Folge. Der Tanz bewährte sich also hier durchaus als ein spezifisches Heilmittel. Durch zahlreiche Versuche wurde indessen erwiesen, daß der Biß der Tarantel harmlos sei; er erzeugt nur eine leichte Reizung an der Bißstelle, aber nicht die geringsten allgemeinen Erscheinungen. Nach und nach verschwand der Tarantismus, die psychische Epidemie erlosch. Die „Tarantella" ist als eine Erinnerung daran geblieben und der Touristen der Süditalien bereist, kann sie sich gegen Entgelt vorführen lassen.

Aehnliche Tanzepidemien zeigen sich auch stellenweise in unserer Zeit, aber sie bleiben auf einen kleinen Kreis beschränkt. Auch im Tanze sind die Menschen aufgeklärt, und wenn er als Heilmittel benutzt wird, so wendet er sich gegen die bösen Menschenfeinde Melancholie und Niedergeschlagenheit. Denn der Mensch soll wohl arbeiten, aber auch sich freuen. Darum tanzet weiter, ihr Jungen und ihr Alten — es ist nur zu eurem Heil!

Verschiedenes

„Beruhigungszigarren" für — Kamele.

Ein spanischer Offizier, der lange Zeit in Afrika stationiert war und auch während der letzten Aufstände in Marokko eine Division befehligte, erzählt, daß die Eingeborenen einen eigenartigen Gebrauch für das Tabakskraut herausgefunden haben. Sie machten nämlich die Beobachtung, daß ihre Kamele durch den Kanonendonner während einer Schlacht furchtbar aufgeregt und zügellos wurden. Um sie zu beruhigen und wieder gefügig zu machen, versuchten sie es mit — einer Zigarre! Um diese Alltrösterin dem Kamele mundgerecht zu gestalten, formten sie ein dreieckiges Stück Holz, höhlten es in der Mitte nur soweit aus, um die Zigarre darin feststecken zu können, und schoben diese neuartige Zigarrenspitze dem Kamel in das Maul. Gierig ziehen die Tiere dann den Rauch ein und — lassen sich damit beruhigen. Solange ihre Zigarre aushält, sind sie glücklich und liebenswürdig und marschieren ohne Widerstand mit ihrer schweren Bürde weiter, selbst inmitten des größten Kanonendonners. Ist sie ihnen aber ausgegangen, so geberden sich die Kamele noch widerspenstiger als die berüchtigten Esel, bis — eine neue Zigarre ihnen spendiert wird. Auch bei Zahnschmerzen, einem Uebel, dem das Kamel nicht minder unterworfen ist als wir Menschen, wendet der schlaue Eingeborene das fast nie versagende Beruhigungsmittel an und erzielte gute Erfolge.

Nr. 9 • Sonnabend Tägliches 11. Januar 1913

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

Eines Lebens Lüge.

Roman

von

Käte Damm.

[17. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Fellers, die für mehrere Monate eine große Reise in das Ausland machten, hatten Brigitta für die Zeit der Sommerferien, in die auch ihr kontraktlicher Urlaub fiel, ihr Sommerhaus in Brunshaupten an der Ostsee zur Verfügung gestellt. Und als sie mit den Kindern, von ihrer treuen Lina begleitet, nordwärts fuhr durch die reiche, waldige Landschaft Mecklenburgs, kam wieder das süße behagliche Glücksgefühl über sie. Sie dachte der Zeit damals — vor nun vier Jahren, als sie so gern für einige Wochen mit den Kindern an die See gereist wäre, fort aus der täglichen Misere des Rümlower Hauses, und als kein Geld dazu in Kunos Kasse gewesen war. Heute blickte sie mit etwas wie Stolz auf die kleinen Mädchen, die in niedlichen schlichten Kleidern ihr gegenüber saßen, und ihr Blick streifte ihr eigenes dunkelgraues, elegantes Kostüm. Ihr Blick fiel auf ihre tadellosen Handschuhe, ihr hübsches, neues Handgepäck. Alles aus eigener Kraft, aus eigener Arbeit. Wenn sie auch die Wohnung nicht zu bezahlen brauchte, die sie Fellers Freundschaft verdankte, die Kosten des Aufenthaltes hatte sie erworben. Es gab soviel zu hören und zu sehen, Sophie und Irmgard waren unsagbar stolz, daß sie auch einmal „verreisten", und Thea blickte mit ihren verträumten, dunklen Augen ganz bezaubert aus dem Fenster, dicht an Lina geschmiegt, die noch nie an der See gewesen war, und die so unbeschreiblich gern auf Brigittas Frage, ob sie mitkommen wolle, ja gesagt hatte. Und dann dort am Strande oder im Walde — welches Entzücken. Den ganzen Tag im Sand liegen und bauen, ohne daß man schnutzig wurde, welch ein Jubel für die kleinen Mädchen.

Im Strandkorb saß Brigitta neben ihnen, meist blieb das Buch, das sie sich mitgebracht hatte, unaufgeschlagen, es gab so viel zu sehen. Das weite Meer, die überstürzenden Wellen, die Möven darüber und die Fischer- und Segelboote, die draußen waren. Und an hellen, klaren Tagen sah man gen Osten die weißen Villen aus dem Buchenwald Heiligendamms herüberleuchten. In Scharen kamen die Gäste von Warnemünde und Heiligendamm herüber. Brigittas Strandkorb stand unweit der Landungsbrücke, sie sah den Dampfer kommen, die Brücke sich beleben, aber tieferes Interesse für die Ankommenden hatte sie nicht. Zu ihr kam doch niemand! Wer sollte sich in Brunshaupten auch besuchen?

Sie achtete gar nicht darauf, daß zwei Damen mit einem Male oben auf der Dünenpromenade stehen blieben, um Sophie nachzuschauen, die eben eilfertig die Düne hinab zu Mamas Strandkorb eilte.

„Gewiß, Mama — das ist unfräglich Sophie gewesen — ich kenne doch das Kind — und da — in dem Strandkorb, da — siehst du nicht — rein — nicht links — ich meine den weiter rechts — da sitzt wahrhaftig Brigitta — in einem weißschwarzen Kleid — denke dir — ganz elegant —"

„Sollte Brigitta sich — etwa wieder verheiratet haben?" Die Frage klang fast atemlos vor Staunen, und Frau Veronika Dennstädt, die etwas an Leibesfülle zugenommen hatte, schnappte förmlich nach Luft.

„Das wäre ja komisch," sagte Charlotte Dennstädt, die sehr elegant und noch sehr hübsch, dennoch aber bis heute Charlotte Dennstädt war, da der erhoffte schwerreiche Offizier oder Großgrundbesitzer von Adel sich nicht gefunden hatte, „eine arme Witwe mit drei Kindern pflegt keine begehrte Partie zu sein. Und dann Brigitta, das Muttertöchterchen, das nur nachsprach und nachdachte, was Mama wollte und vorsagte. So dumm, wie unser Kuno, der sich die Braut einfach von uns aufreden ließ, sind nicht viele Männer, die suchen allein aus."

„Du bist schrecklich unzart geworden, Charlotte, in deinen Aeußerungen," sagte Frau Dennstädt indigniert.

„Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre — und mache, wenn ich das tue, regelmäßig die Erfahrung, daß die Menschen die Wahrheit nicht vertragen können. Aber sonst, um auf Brigitta zu kommen, so meine ich, sie hätte uns das doch wohl angezeigt — im allgemeinen war sie stets höflich und wußte, was sich schickt. Oder sie hätte es Sophie schreiben lassen zu deinem Geburtstag."

„Stand nicht eine andere Adresse, als die in Schöneberg, auf dem Brief? Ich habe Sophiechen noch nicht gedankt."

„Ja — ich glaube, Wilmersdorf — nun, das wird wohl seine Gründe haben, Brigitta wird eine kleinere Wohnung genommen haben. Kuno sagte doch noch, als er damals kam, die Wohnung sei zu teuer für ihn."

In dem Eifer ihrer Unterhaltung hatten die beiden Damen es nicht bemerkt, daß Brigitta den Strandkorb verlassen hatte, Thea an der Hand, auf der Dünenpromenade dicht an sie herangekommen war — sie stutzte, als sie Mutter und Tochter sah, und in einem raschen Impuls trat Veronika Dennstädt auf die Schwiegertochter zu: „Brigitta — wie kommst du denn hierher? Ist das Thea, die Kleine?"

„Ja, das ist Thea, — komm, Thea, küß Großmutter und Tante Charlotte die Hand, so, und sage guten Tag."

„Wir sahen Sophiechen laufen — vorhin — ich habe sie gleich erkannt," erklärte Veronika in schnell wieder erwachtem Großmutterstolz. „Also diese reizenden, zierlichen wohlgepflegten Kinder waren Kunos Töchterchen. Sie hatte sich die Kleinen so oft in stillen Nächten als elend, verwahrlost, ärmlich gekleidet gedacht, daß sie eigentlich vor Staunen gar keine Worte fand. Aber Charlotte wiederholte es von neuem: „Wie kommst du denn hierher, Brigitta?"

„Nun — zu den Ferien! Ich und die Kinder mußten eine Erholung haben, da ging ich hierher an die See, wo ich so gerne bin, und wir ruhen uns hier tüchtig aus."

„Aber — das kostet doch so viel?" Fast ängstlich kamen die Worte aus dem Munde der alten Dame, die mit ihrer Hand immer wieder über den blonden Lockenkopf der kleinen Thea strich.

„Ich so — ja — aber die Kosten machen sich durch unsere Erholung bezahlt."

„Aber wie kannst du dir das ermöglichen, — als unser armer Kuno lebte, konntet ihr das nicht?"

Ein schneller, ebenso schnell aber wieder verworfener Gedanke flog ihr durchs Hirn — man kennt ja keinen Menschen aus, selbst nicht seine Schwiegerlochter, die man einst selbst für den Sohn ausgesucht. Sollte ein reicher Freund . . . ? Ein rascher Blick auf Brigitta ließ sie diesen Gedanken nicht zu Ende denken. Das waren noch immer die reinen, klaren Augen, die sie jetzt voll und groß zu Veronika aufschlug.

Nur zwei Worte sagte sie, aber eine Welt von Glück und eine Hoheit sondergleichen lag darin: „Ich arbeite."

„Ach, daß das Kuno nicht erlebt hat — der arme Kuno," rief plötzlich Frau Dennstädt, und Tränen strömten aus ihren Augen, „der arme Kuno mußte an seinem Geschick zugrunde gehen."

„Das er sich selbst geschaffen hatte," wollte Brigitta sagen, aber sie schwieg, sie verstand in ihrem mütterlichen Herzen mit einem Male den Schmerz dieser Frau, in deren oberflächlichem Gemüt selten ein wirkliches Muttergefühl auflebte, die nur immer danach gestrebt hatte, mit ihren Kindern glänzen zu wollen, und die schwer daran trug, daß nur Hertha die „Frau Landrätin" war, indessen der Märchenprinz für Charlotte sich nicht gefunden hatte.

„Ach, du arbeitest" — Charlotte legte einen verächtlichen Ton in ihre Frage, „dann hast du's doch wohl eingesehen, daß unser Vorschlag, du möchtest Verkäuferin werden, praktisch war."

„Nein — das war er nicht — das habe ich nie eingesehen, und —" sie lächelte nachsichtig, „von einem Verkäuferinnengehalt, das höchstens 100 Mark betragen würde für mich, könnte ich nicht leben, wie ich es, Gott sei Dank, kann. Ich habe